



Spielende Kinder in Jerusalem, November 2023.

Sechs Monate danach

Ein halbes Jahr ist vergangen seit dem Terrorangriff der Hamas auf Israel. Das Leben meiner Familie und meiner Freunde in Jerusalem hat sich verändert: Was kommt auf uns zu? Was macht dieser Krieg aus uns?

Text: CÉCILE COHEN



Blick vom Ölberg auf die ganze Stadt.

FOTOS: GIAN MARCO BENEDETTO / ANADOLU / GETTY IMAGES, LORI HAWKINS / REDUX / LAIF

ZUVERSICHT IST ETWAS, das ich in diesen Tagen in Jerusalem, nach sechs Monaten Krieg, schmerzlich suche. Die Nachrichten von Tausenden von toten Palästinensern gehen alles andere als spurlos an mir vorbei, hungernde Kinder, von der Hamas geplünderte Hilfsgüter, die Meldung einer Mutter, die Jahre auf Kinder gewartet hat und durch eine Bombe ihre jungen Zwillinge verlor.

Auch der israelische Alltag ist zermürbend. Die Schicksale der Geiseln, deren Gesichter von den Plakaten in den Jerusalemer Strassen blicken, berühren mich. Vor zwei Wochen habe ich geträumt, wie ein paar Menschen an meine Haustür klopfen. Sie riefen: «Wir sind Geiseln, hilf uns», doch ich hatte nicht den Mut, sie hereinzulassen, aus Angst, es könnte ein Hinterhalt sein.

Um die 600 Soldaten sind bislang gefallen, weitere rund 200 000 Soldaten und Reservisten sind nach wie vor im Einsatz. Es sind Männer, die an ihrem Arbeitsplatz und vor allem zu Hause bei ihren Familien fehlen. Bis zu 250 000 Menschen wohnen nicht in ihren Häusern, weil diese entweder zerstört wurden oder sie sich in einem Gebiet befinden – nahe an der Grenze zu Gaza oder im Norden, an der Grenze zu Libanon –, das als unsicher gilt. Ganze Kibbuzim wurden evakuiert, ihre Bewohner harren in Hotelkomplexen aus, in kleinen Zimmern ohne eigene Küche, bis dass die Bomben schweigen.

Auch Adam, ein Familienfreund, wurde von seinem Dorf Yuval an der libanesischen Grenze nach Afula, ein Ort weiter südlich, in ein Studentenheim umgesiedelt. Seine Ehe war noch nie einfach, doch mit den Grosseltern in der Nähe und einem Haus, in dem man sich aus dem Weg gehen kann, hat es funktioniert. Doch eingepfercht in einen Raum, mit Frau und zwei

kleinen Jungs, und aus Koffern lebend, hat er die Schwelle zum Wahn längst überschritten.

Für andere hat sich das Leben aber etwas normalisiert. Frauen, die sich über Monate allein mit ihren Kindern durchgeschlagen haben, wachen wieder neben ihren Männern auf. Nach einer kurzen Verschnaufpause versuchen diese zurück in den Alltag zu finden oder, wie mein Nachbar, das verpasste Semester an der Uni aufzuholen. Doch sind es dieselben Männer, die im Oktober eingezogen worden sind?

Sie wirken dünner und eingefallener, haben eine Asymmetrie im Gesicht, die mir vorher nicht aufgefallen ist, einigen sind graue Haare gewachsen, und auf dem Spielplatz scheinen sie abwesend. Was haben sie gesehen und erlebt? «Ich stelle diese Frage nicht», gesteht mir eine Freundin. «Mein Mann muss in ein paar Wochen wieder einrücken, jetzt ist nicht die Zeit dafür.»

Auch ich frage weniger, halte mich mit Kommentaren zurück, weil ich befürchte, Gräben aufzureissen, die im Moment geschlossen bleiben müssen.

«Es gibt kein Links und Rechts, nur ein Geradeaus», so der Slogan, den sich mein Schwiegervater aufs Auto geklebt hat. Doch diese Geschlossenheit, die jeder Krieg mit sich bringt, erdrückt mich fast. Ich lebe seit fünf Jahren hier, es fühlt sich gerade an, als könnte jede Kritik, jeder Zwischenton eine Explosion auslösen. Zu sagen, dass es schwierig ist, ermüdend, erdrückend, das ist legitim. Doch jede Diskussion, die weiter ins Detail geht, droht in einem Streit zu enden – auch mit guten Freunden.

«Mit dir muss ich doch darüber sprechen können», so zitierte ich kürzlich meinen Mann zu einem Gespräch in unserer Küche,



«Wann wird dieser Krieg enden?» Israelische Soldaten patrouillieren durch die Strassen der Altstadt.

was natürlich in einem Streit endete, so dass meine Tochter «Dai, Aba, dai, Ima» – genug, Papa, genug, Mama – schrie. Ich war wütend über das Ausmass des Hasses, den dieser Krieg über uns alle bringt, und erklärte ihm, wie enttäuscht ich davon bin, dass wir nicht in einer offeneren Gesellschaft leben.

Ein Krieg sei immer schrecklich und fordere immer unschuldige Opfer, konterte mein Mann. Man lerne, damit umzugehen. «In Israel ändern sich die Dinge schnell. Wenn dieser Krieg vorbei ist, dauert es ein oder zwei Jahre, bis die Menschen anfangen zu vergessen und sich wieder anderen Problemen zuwenden.» Im Moment muten seine Worte unvorstellbar an.

Wann wird dieser Krieg enden? Mir scheint, als befänden wir uns in dieser «Lücke zwischen Vergangenheit und Zukunft», wie es die in Israel zu Unrecht oft verhasste Philosophin Hannah Arendt formulierte. Von hinten stösst uns die Vergangenheit nach vorne, und von vorne drückt die Zukunft, die noch zu bilden ist. Es sind unterschiedliche Kräfte, die das Hier und Jetzt bestimmen. In diesem Vakuum versucht unser Geist, sich mit der Wirklichkeit zu versöhnen und «mit der Welt im Zustand des Friedens zu sein».

Ein Akt, der mir in konkreten Begegnungen erstaunlich gut gelingt, etwa, wenn ich beim Abholen meiner Tochter mit einem unglaublich netten Papa spreche, der im Krieg an der Hand angeschossen wurde, und Mitleid verspüre, wenn er sagt, dass er das Gefühl für seine Finger für immer verloren habe. Mit Blick auf seine gehäkelte Kippa und seinen Vollbart antizipiere ich, dass wir wohl unterschiedliche Ideen davon haben, wie dieser Staat in Zukunft aussehen soll: Beides weist darauf hin, dass er

national-religiöse Ansichten vertritt. Angesprochen auf dieses Dilemma weist mich ein anderer Papa darauf hin, dass wir unsere Kinder immerhin in eine der liberalsten Kitas schicken, die es in Jerusalem gibt.

Herausfordernder ist für mich die wöchentliche Begegnung mit einer ebenfalls netten Frau, mit der ich eine Weiterbildung besuche. Jede Woche reist sie von Bat Ajin an, einer zionistisch-religiösen Siedlung südlich von Jerusalem, im besetzten Westjordanland. Die Siedlung ist berühmt-berüchtigt für ihre aggressive Haltung gegenüber den benachbarten palästinensischen Bauern; im Jahr 2002 versuchte eine jüdische Terrororganisation aus diesem Ort einen Anschlag auf eine palästinensische Mädchenschule in Jerusalem. Unser zwar netter Smalltalk über einen vom Krieg ausgelösten «Babyboom» bei ihren Freundinnen und selbstgemachtes Sauerteigbrot kann mich nicht davon abhalten, über sie zu urteilen: Wie kann man so ignorant und überheblich gegenüber den Palästinensern sein?

Im selben Kurs sitzt auch Sarah. Sie ist Teil der Whatsapp-Gruppe «Holy Chicks», und über das Purim-Fest, das letztes Wochenende stattfand, feierte sie und betrank sich, wie es die Tradition vorschreibt. Es ist eine Sehnsucht, die mich überkommt, wenn sie mir von ihren durchtanzten Nächten erzählt. Dabei vermisse ich nicht, an der Party gewesen zu sein, sondern dieses Gefühl, sich wieder einmal gehen zu lassen. Ob sie kein schlechtes Gewissen habe, mitten im Krieg zu feiern?

Im Gegenteil, sagt Sarah, die Bekannte am Nova-Festival verloren hat. «Indem ich weiter tanze, setze ich ein Zeichen, dass wir nicht so leicht unterzukriegen sind.»



Das Schicksal der Geiseln berührt die Menschen im Land.

An einem Nachmittag fahren eine Freundin und ich mit den Kindern nach Armon Hanatziv, einem Ort, der bis zum Sechstagekrieg in einer entmilitarisierten Zone lag und an arabische Dörfer grenzt. Von dieser Anhöhe aus sieht man über die Wüste Judäas hinweg bis ans Tote Meer und nach Jordanien. Was man auch sieht, ist die Mauer, die das Westjordanland von Israel trennt. Jeden Frühling erblüht hier ein Meer von blauviolett leuchtenden Lupinen – und der Hügel wird zu einem Begegnungsort für jüdische und arabische Familien, die sich an dieser Pracht erfreuen.

Wieder schwanger, bittet mich meine Freundin, ein Bild von ihr zu machen, damit sie die Nachricht ihren Verwandten verkünden kann. Als Zeichen, dass das jüdische Volk trotz allem weiterlebt, zieht sie aus ihrem Rucksack eine israelische Flagge. «Am Israel Chai» – das Volk Israel lebt.

Weil ich spüre, wie essenziell für sie dieser Moment ist – sie hatte mir anvertraut, wie schwierig es für sie sei, in diesen Zeiten schwanger zu sein – und wie viel Kraft sie aus dieser Botschaft schöpft, fotografiere ich sie mit ihrem Babybauch und ihrem Sohn und meiner Tochter, die nach der wehenden Fahne hechten.

Wie schön sie sind, diese Farben, das Blau und Weiss des Himmels, das sich in der Fahne wiederfindet, dazu die blauviolett leuchtenden Blumen und die braune Wüste im Hintergrund. Meine Tochter stibitzt eine weitere Flagge aus dem Rucksack und rennt durch das Feld, die Fahne flattert neben ihr her, sie hebt sie hoch, wie einen Talisman. Für sie ist es ein Moment puren Glücks, sie ist ein Kind und sich nicht bewusst, welche Symbolkraft diese Szene haben kann. Jetzt fotografiere ich auch sie, doch werde ich das Bild später nur mit Vorsicht teilen. Darf ich es mögen?

Ich erinnere mich daran, als ich die Hatikva, die israelische Nationalhymne, zum ersten Mal hörte. Ich musste weinen.

Das lag nicht nur an der melancholischen Melodie, die mich in Teilen an Mani Matters «Us emene lääre Gygechaschte» erinnerte, sondern auch an der Geschichte, die daraus ertönt: vom Volk, das buchstäblich aus den Aschen wiedererstand und sich im ersehnten mythologischen Urland eine neue Existenz aufbaute.

Auch sie müsse oft weinen, gesteht mir eine andere Freundin, wenn sie die Hatikva höre. Ihre Grossmutter hatte im Holocaust ihren Mann und den gemeinsamen Sohn verloren. Trotz oder gerade wegen dieses vererbten Schicksals hat sie immer ein Herz und ein Ohr für das Leid der anderen. Als Ausdruck der Solidarität verteilt sie während des Ramadans vor der Altstadt Datteln und Wasser an die Araber, wenn diese am Abend ihr Fasten brechen. Ihre zweijährige Tochter nimmt sie mit. Sie trotz damit der verbreiteten Angst, in dieser aufgeheizten Zeit Opfer eines Übergriffs zu werden – eine innere Strapaze, der ich mich als Mutter nicht auszusetzen wage.

«Es ist diese Diskrepanz, unsere Kinder in Sicherheit wissen zu wollen und doch nicht ignorant zu sein», erklärt sie mir ihre momentane Stimmungslage. Und endlich hat jemand mein Befinden auf den Punkt gebracht. ■

CÉCILE COHEN
ist in der Schweiz geboren und aufgewachsen.
Sie lernte ihren Mann in ihrem Jerusalemer
Lieblingscafé kennen und zog 2019 zu ihm.